

## Gefühl oder kulturelle Konstruktion?

### Überlegungen zur Geschichte der Emotionen

ANNE-CHARLOTT TREPP

*Starting from the assertion that a history of gender relations cannot be written without taking emotion as a historical category into account, this article first discusses general problems with regard to emotion as a historical topic: 1) What are emotions and why should they become objects of historical inquiry? 2) How are emotion and language related? 3) Can one distinguish between culturally mediated and ›authentic‹ feelings? 4) Why has no history of the emotions been written yet? Following from these general issues the second part explores why ›love‹ gained a central position for the middle classes from the late 18th century onwards. The author contends that ›love‹ became a social norm and a subjectively experienced feeling and that it is this convergence which allowed it to rise to the top of the emotional scale of the middle classes.*

#### I. Einleitung

Das Interesse an ›Emotionen‹ ist in der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren merklich gestiegen. Wer die Geschichtswissenschaft hier in einer Vorreiterrolle glaubt, sieht sich allerdings getäuscht. In anderen Disziplinen, wie der Psychologie und der Kulturanthropologie, spricht man seit den 80er Jahren von einem regelrechten »Emotionsboom« oder sogar von einer »emotionalen Revolution«. <sup>1</sup> In der Geschichtswissenschaft geht man das Thema Emotionen offensichtlich zögerlicher an. Wie läßt sich die Zurückhaltung gegenüber der Thematisierung von Emotionen in der Historikerzunft, zumal in der deutschen erklären? Die Ursachen dafür sind zum einen sicherlich in einer epistemologischen und methodologischen Unsicherheit begründet. Denn wie sollen wir, wie es zwei amerikanische Psychohistoriker formuliert haben, etwas über die Empfindungen toter Menschen in Erfahrung bringen? <sup>2</sup> Ein weiterer und möglicherweise gewichtiger Grund scheint mir in den vorherrschenden Wahrnehmungs- und Wertungsmustern unserer intellektzentrierten Gesellschaft zu liegen, in der Emotionen eher für anthropologische Konstanten als für kulturelle Konstruktionen gehalten werden und man diese am liebsten auf das Privatleben beschränkt wissen möchte. Selbst in den mittlerweile so zahlreichen und unterschiedlich ausgerichteten Untersuchungen zur Geschichte der Geschlechter wird man die Frage nach der Bedeutung der Emotionen für das Verhältnis von Männern und Frauen nur selten thematisiert finden. Ich möchte dagegen behaupten, daß eine Geschichte der Geschlechterbeziehungen ohne die Einbeziehung der Emotionen gar nicht geschrieben werden kann.

In diesem Beitrag möchte ich einige grundsätzliche Fragen zur Untersuchung von Emotionen aus historischer Perspektive zur Diskussion stellen. Sie resultieren aus meiner Beschäftigung mit den Geschlechterbeziehungen im Bürgertum zwischen 1770 und 1850 auf der Grundlage von Selbstzeugnissen.<sup>3</sup> Anschließend werde ich exemplarisch die Interdependenz von Liebe als gesellschaftliche Wertsetzung und erlebte Emotion im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert aufzeigen, um die kulturhistorische und geschlechtsspezifische Bedeutung von Emotionen deutlich zu machen.

In der wissenschaftlichen Diskussion gilt es mittlerweile als überholt, Emotionen gegen materielle Interessen auszuspielen<sup>4</sup> und das ›reine‹ Gefühl im Kontrast zu strategiebezogenem Handeln zu betrachten.<sup>5</sup> An der Grenzziehung zwischen kultureller Codierung und Gefühl, zwischen der im ›Innern‹ erlebten Emotion und dem nach ›außen‹ gerichteten Ausdruck derselben wird dagegen hartnäckig festgehalten – zu Unrecht und zum Schaden einer möglichen Geschichte der Emotionen, meine ich.

Diskutieren möchte ich folgende Fragen:

1. Was sind Emotionen und warum sollten sie ein Gegenstand der Historie sein?
2. In welchem Verhältnis stehen Gefühl und Sprache?
3. Läßt sich zwischen kulturell vermittelten und authentischen, im Sinne von ›unechten‹ und ›echten‹ Gefühlen unterscheiden?
4. Warum gibt es noch keine Geschichte der Emotionen?

### *1. Was sind Emotionen und warum sollten sie ein Gegenstand der Historie sein?*

Festzustellen ist zunächst: Es gibt keine ›natürlichen‹ Emotionen, vielmehr erfährt jede Emotion ihren historischen Ausdruck! Das gilt auch für die sogenannten Primäremotionen wie v. a. Angst, Wut, Trauer und Freude.<sup>6</sup> Die Entstehung von Emotionen erklärt sich durch das Zusammenwirken biologischer, psychischer, sozialer und kultureller Faktoren. In welcher Weise diese Komponenten aber jeweils korrelieren, gehört zu den noch ungelösten Grundfragen der Emotionsforschung.<sup>7</sup> Insofern gibt es auch nicht *die* Emotionstheorie, wohl aber Theorien, die bestimmte Aspekte zueinander in Beziehung setzen. So zählen in der psychologischen Forschung zu den klassischen Theorien insbesondere die Annahmen, daß Emotionen erstens durch kognitive Interpretationen unseres Verhaltens entstehen – z. B. »Wir weinen nicht, weil wir traurig sind, sondern sind traurig, weil wir weinen« (James-Lange-Theorie) – oder zweitens durch Interpretationen unserer physiologischen Zustände und durch die gleichzeitige Verarbeitung der jeweils erlebten Situation – z. B. »Mir ist schlecht und ich sitze beim Arzt, folglich habe ich Angst« (Schachter-Singer-Theorie).<sup>8</sup> Den vermutlich am stärksten integrativen Ansatz vertritt derzeit Luc Ciompi in seiner Theorie der »fraktalen Affektlogik.« Er betont weniger die kausalen Zusammenhänge als die Wechselwirkungen zwischen Denken, Fühlen und Handeln bzw. zwischen »Fühl-, Denk- und Verhaltensprogrammen.«<sup>9</sup>

Diese Konzepte aus dem Bereich der Emotionspsychologie wie auch die Ergebnisse kulturanthropologischer Forschungen führen zu dem Schluß, daß Gefühle weder auf neurobiologische Vorgänge zu reduzieren sind, noch als rein kulturelle Konstruktionen

betrachtet werden können. Jenseits eines anthropologisch-biologischen bzw. eines nominalistischen Reduktionismus<sup>10</sup> läßt sich dagegen feststellen, daß Gefühle erst im Wechsel mit neurobiologischen Vorgängen kulturell vermittelt werden.<sup>11</sup> Die Reichweite kultureller Dynamiken bleibt allerdings vorerst offen. ›Kultur‹ bildet aber grundsätzlich den Rahmen, in dem Gefühle gestaltet und mit einem spezifischen Sinn versehen werden.<sup>12</sup> Dieser Rahmen ist jedoch nicht nur in kultureller Hinsicht variabel, sondern auch in historischer. Jede Emotion erfährt ihre geschichtliche Artikulation und Modulation. Damit sind Emotionen per se als Gegenstand der Geschichtswissenschaft zu betrachten. Aber nicht allein ihre Historizität fordert zu ihrer genaueren Erforschung heraus, ja macht sie geradezu notwendig; Emotionen nehmen tiefgreifenden Einfluß auf unser Denken und unser Handeln, Emotionen bestimmen »die Hierarchie unserer Denkinhalte«,<sup>13</sup> sie sind konstitutiv für die Etablierung, die Dauerhaftigkeit, aber auch für die Veränderung von Wertsystemen. Sie sind ebenso elementar für zwischenmenschliche Beziehungen wie für Bindungen an Gruppen und deren Ideologien, Glaubensvorstellungen und ähnlichem; nicht zuletzt steuern sie außer individuelle auch kollektive Einstellungen und Verhaltensweisen.<sup>14</sup> Zu diesen kann man vielleicht die Aufbruchstimmung in den *Golden Fifties* in den USA zählen, sicher aber die gesellschaftliche Aufwertung und Betonung von ›Liebe‹ und allgemein von ›Gefühl‹ im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert.

## *2. In welchem Verhältnis stehen Gefühl und Sprache?*

Gefühle können auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck gebracht werden; in erster Linie durch Sprache, aber auch durch Mimik und Gestik. Besonders aus historischer Perspektive scheint Vorsicht geboten bei der Bewertung von Gefühlen, wenn wir diese nicht (oder nicht in erwarteter Weise) verbal artikuliert finden. Denn von der fehlenden Verbalisierung läßt sich nicht ohne weiteres auf die Nichtexistenz von Emotionen schließen. Die sogenannten Selbstzeugnisse, in denen eine Person ihr Selbst, ihre Gefühle und ihr Erleben bewußt in den Mittelpunkt einer schriftlichen Darstellung stellt,<sup>15</sup> diese Form der Selbstthematizierung findet sich verbreiteter erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und charakteristischerweise in den gebildeten bürgerlichen Schichten. Hier wird sie geradezu zum Signum der bürgerlichen Selbstwahrnehmung und -präsentation.

In den vormodernen Jahrhunderten sind es dagegen weniger elaborierte und individualisierte Artikulationen, in denen eine Person ihre Emotionen zum Ausdruck bringt, als vielmehr ritualisierte Handlungsweisen, die ebenso sprachliche wie körperliche Ausdrucksformen umfassen können.<sup>16</sup> Vorschnell stellen daher Edward Shorter, Laurence Stone und Philippe Ariès der affektiven Moderne die affektionslose, kalte Vormoderne gegenüber, welche ihnen im Licht unterdrückter, minderer und auch minderwertiger Emotionalität erschien. Damit ist zugleich das prinzipielle Problem der Bewertung von Emotionen und ihrer (Weiter?-)Entwicklung angeschnitten, das bislang nicht hinreichend untersucht und diskutiert worden ist. Im hier relevanten Zusammenhang ist jedoch zunächst die Feststellung von Bedeutung, daß seit dem 18. Jahrhundert zumin-

dest in den höheren Schichten Sprache und Schrift zu zentralen Medien im Ausdruck von Emotionen werden.<sup>17</sup>

Sprache und Emotionen sind über die kognitive Komponente eng miteinander verknüpft; ihr Verhältnis kann daher ebenfalls als wechselseitiges definiert werden. Nach diesem »Interaktionsmodell« liefert die Sprache ein »geistiges Angebot«, das von den Individuen einer Kultur aufgegriffen wird; vieles von diesem *muß* übernommen werden, gleichsam als sprachliche Grundausrüstung, um sich überhaupt verständlich machen zu können (z. B. grammatikalische Regeln), anderes kann dagegen variabler angewandt werden, die Auswahlmöglichkeiten sind größer, der »Angebotscharakter« deutlicher; Teile dieses »Sprachpotentials« können abgewandelt, Neues kann dauerhaft hinzugefügt werden. Im Ergebnis verändert sich das Angebot Sprache fortwährend. Insofern ist »Sprache ein bildendes und bildbares Angebot« zugleich.<sup>18</sup> Für das Individuum ist Sprache im Sinne von »la langue« (Ferdinand de Saussure) also das kulturelle Bezugssystem, das ihm bestimmtes Erleben nahe legt, anderes erschwert oder auch unmöglich macht; zugleich ist sie aber auch im Sinne von »la parole« ein »Niederschlag« der individuellen Deutung des Erlebten und Erfahrenen.

Sprache formt und prägt Emotionen, ja bildet sie sogar bis zu einem gewissen Grad erst aus. Ethnologische Beobachtungen lassen vermuten, daß Gefühle, für die es keinen sprachlichen Ausdruck gibt, offenbar gar nicht existieren. So soll bei gewissen Amazonasindianern zusammen mit dem entsprechenden Begriff auch das Gefühl für Liebe in unserem Sinn völlig fehlen;<sup>19</sup> während bei bestimmten polynesischen Stämmen, die kein Wort für Wut zu besitzen scheinen, nur selten aggressive Gefühle auftreten, die dann nicht sprachlich, sondern z. B. durch Trommeln zum Ausdruck gebracht werden. Analog weisen vergleichende Untersuchungen wie die des Anthropologen Paul Heelas daraufhin hin, daß je mehr Emotionen sprachlich artikuliert werden, desto mehr individuell erfahren werden können.<sup>20</sup>

### *3. Läßt sich zwischen kulturell vermittelten und authentischen – im Sinne von »unechten« und »echten« Gefühlen unterscheiden?*

Die enge Koppelung zwischen dem sprachlichen »Ausdruck von Emotionen« und dem »Erleben von Emotionen« führt zu der Frage, ob bei der Deutung der Gefühlslagen historischer Individuen zwischen codierten und nicht-codierten, zwischen kulturell vermittelten Emotionen und subjektiv erlebten, den dann als die »eigentlichen« Emotionen verstandenen, unterschieden werden kann. Besonders die (Fehl-) Interpretation von Niklas Luhmann, der sich ausschließlich auf der Ebene der Kommunikation bewegt und Liebe nicht als Gefühl, sondern als »Kommunikationscode« untersucht hat,<sup>21</sup> dürfte die Annahme solchermaßen dualistisch definierter Emotionsebenen verfestigt haben. Erst jüngst ist zum Eltern-Kind-Verhältnis im 19. Jahrhundert festgestellt worden: »It was less the feelings themselves that were different, and more the manner in which these were expressed.«<sup>22</sup> Hier kommt nicht nur die Vorstellung zum Vorschein, daß Gefühle im Grunde unveränderlich seien, übersehen wird vor allem die Interdependenz zwischen sprachlicher Artikulation, Emotion und Wertbezug, auf deren zentrale Bedeu-

tung ich noch eingehen werde. Zudem wird implizit eine Dichotomie von Sozialem und Nicht-Sozialem, von ›Gesellschaft‹ und ›Individuum‹ vorausgesetzt, die spätestens seit Norbert Elias höchst fraglich erscheint.<sup>23</sup>

Auch wenn der Ausdruck von Gefühlen und Gefühle sicher nicht identisch sind und insbesondere die Entwicklung neuer emotionaler Standards und deren emotionelle Erfahrungen nicht synchron ablaufen,<sup>24</sup> dürfte nach den vorangegangenen Überlegungen die Suche nach den ›eigentlichen‹, den ›authentischen‹ Emotionen, nach dem ›wahren‹ Gefühlsleben hinter der angeblichen ›sozialen Fassade‹ etwa bei der Untersuchung von Selbstzeugnissen ins Leere führen.<sup>25</sup> Umgekehrt erscheint aber die Beschränkung der Untersuchungsergebnisse auf den ›Ausdruck von Emotionen‹<sup>26</sup> und nicht auf die vermeintlichen ›Emotionen selbst‹ obsolet, zumindest aber nicht zwingend notwendig; letztlich schöpft sie das historische Potential einer Geschichte der Emotionen nicht aus, wenn sie dieses nicht sogar verdeckt.

Ein zentraler Einstieg in die Geschichte der Emotionen kann die Auswertung von Selbstzeugnissen sein. Gerade der subjektive Charakter der Quellengattung erlaubt, individuelle Erfahrungen, Imaginationen und Bedeutungszuweisungen wie auch Handlungen historischer Subjekte zu erfassen. Aufgrund der unauflöselichen Verschränkung zwischen kulturell vermittelten und subjektiv erlebten Emotionen müssen bei der Untersuchung von Selbstzeugnissen jedoch folgende Aspekte in Rechnung gestellt werden:

1. Was und wie geschrieben wird, ist immer auch durch Traditionen, durch spezifische Konventionen, aber auch durch literarische Vorbilder geprägt, im weitesten Sinne also durch das sozio-kulturelle Umfeld, in das der Verfasser oder die Verfasserin gestellt ist.

2. Es ist zu berücksichtigen, daß beim Schreiben immer ein Gegenüber mitgedacht wird, für das das Geschriebene auch erzählerisch gestaltet und gelenkt wird.

3. Jeder entwirft im Moment des Schreibens potentiell ein Bild von sich, das in irgendeiner Weise geformt und mithin auch stilisiert ist – selbst dann, wenn ein Verfasser sich auch noch so sehr um Wahrhaftigkeit bemüht.<sup>27</sup>

All das verstellt dennoch nicht den Blick für die Person und ihr Erleben; denn auch diese, wenn man so will, imaginierte Wirklichkeit macht ihre Realität aus.<sup>28</sup> Oder können wir bestimmen, wo das ›wahre‹, das ›eigentliche‹ Ich anfängt und wo es aufhört? Was ist am Menschen Kapsel, was das Verkapselte und wo verläuft die Grenze zwischen der räumlichen Metapher des sogenannten ›Inneren‹ und ›Äußeren‹?<sup>29</sup>

Eine Möglichkeit, zumindest relative Gewißheit über die Authentizität schriftlich formulierter Gefühle zu gewinnen, bietet die Konzentration auf bestimmte historische Individuen und deren lebensweltliche Mikrokosmen. Dies ist sicher nicht der einzige Weg zur Rekonstruktion von Emotionen und Emotionalität, er scheint mir derzeit jedoch der vielversprechendste zu sein. Die mikrogeschichtliche Perspektive<sup>30</sup> zwingt zu einer möglichst genauen Analyse und zur Sichtung einer möglichst dichten Quellenbasis. Sie weist über die Untersuchung einzelner bzw. vereinzelter Personen hinaus und konzentriert sich auf Personen in ihrer Beziehung zu anderen Personen und Personenkreisen und umgekehrt, d. h. auch auf Personen, die sich wechselseitig erhellen. Denn nur, wenn wir ›Gefühle‹ nicht isoliert untersuchen, sondern in Beziehung zu ›Infor-

mationen« unterschiedlicher Herkunft setzen, können wir emotionale Äußerungen auch deuten und gewichten; nur dann können wir eine Vorstellung darüber gewinnen, inwiefern sich Gefühle auch in Handlungen niederschlagen und Teil sozialer Praxis werden.<sup>31</sup>

#### 4. Warum gibt es noch keine Geschichte der Emotionen?

Wenn man sich als Historikerin über grundsätzliche Fragestellungen und Probleme zum Thema Emotionen als Gegenstand der Geschichtswissenschaft informieren will, so geht der erste Griff zu dem 1985 in der *American Historical Review* erschienenen Artikel »Emotionology: Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards« von Peter und Carol Stearns. Einen vergleichbaren oder methodisch gar darüber hinausweisenden Artikel wird man seitdem vergeblich suchen. Zugleich wird man feststellen, daß sich durchaus eine ganze Reihe, vor allem französisch und englischsprachiger Autoren der Geschichte einzelner Emotionen gewidmet hat.<sup>32</sup> Alain Corbin ist seit Jahren der Historizität von Gefühlen, besonders aber von Sinneswahrnehmungen auf der Spur. Die sich verändernden Arten und Funktionen des Hörens im ländlichen Raum hat er ebenso untersucht wie die sich wandelnden »Lesarten« der Meeresküste vom 17. bis ins 19. Jahrhundert.<sup>33</sup> Die Psychologie von Liebe und Erotik im »bürgerlichen Zeitalter« hat demgegenüber Peter Gay analysiert.<sup>34</sup> Martina Kessel wiederum ist den kulturellen Dimensionen des scheinbar nie enden wollenden Gefühls, der Langeweile, nachgegangen.<sup>35</sup>

Die Liste der Autoren und Autorinnen ließe sich durchaus verlängern.<sup>36</sup> Dennoch scheint die Beschäftigung mit Emotionen in der Geschichtswissenschaft, zumal in der deutschen, eine vergleichsweise singuläre Angelegenheit zu sein.<sup>37</sup> Möglicherweise ergeht es der »Geschichte von Emotionen« aber auch wie allen sogenannten weichen Aspekten der Historie – sie werden in den Status des Marginalen verwiesen. Denn von einer Geschichtswissenschaft, die »Gefühl« als eine wesentliche historische Variable grundsätzlich anerkennt, methodisch reflektiert und berücksichtigt, sind wir tatsächlich immer noch weit entfernt.

Einer der Hauptgründe für diesen Mißstand ist in der dualistischen Wahrnehmung und Bewertung der Gesellschaft zu sehen, welche ganz erheblich zur Entscheidung darüber beigetragen hat und noch beiträgt, was als historisch relevant eingestuft wird und was nicht. Gemeint ist die im Grunde simple, aber vermutlich auch deshalb so wirkungsmächtige Dichotomisierung in »Privatheit« und »Öffentlichkeit«, in »Natur« und »Kultur« und auch in »Emotionalität« (in der gängigen und falschen Gleichsetzung mit »Irrationalität«) und »Rationalität«.<sup>38</sup> Damit unterliegen Emotionen zum einen einer latent ahistorischen und zum anderen einer sekundären Bewertung: ahistorisch in der Zuordnung zum Bereich des Naturhaften und auch des wiederum naturhaft gedachten Privaten, sekundär – nicht nur im Sinne von zweitrangig, sondern auch von minderwertig –, weil alles Irrationale in diametralem Gegensatz zur gängigen »Metaerzählung« eines stetigen Modernisierungsprozesses respektive einer linear fortschreitenden Rationalisierung der westlichen Welt steht.<sup>39</sup> Der mindere Status von Privatheit, Natur und

Emotionalität gegenüber ihren höher stehenden Korrelaten wird zusätzlich noch dadurch zementiert, daß das dualistische Ordnungsschema mit einem ›Geschlechterbias‹ versehen ist, nach dem Emotionalität in erster Linie weiblich besetzt ist.<sup>40</sup>

Dieses dichotomische Ordnungsprinzip ist aus historischer Perspektive auch deshalb virulent, da es – obgleich sich seine Genese weit zurückverfolgen läßt<sup>41</sup> – in der Moderne neu-formuliert und in die soziale Praxis umgesetzt worden ist.<sup>42</sup> Weder für das 18. noch für das beginnende 19. Jahrhundert ist Emotionalität so eindeutig im Kontrast zu Rationalität definiert und schon gar nicht als genuin weibliches Wesensmerkmal verstanden worden. In der Feminisierung von Emotionen (wenigstens der nicht als Aggression verstandenen) wie in ihrer anhaltenden Bewertung als etwas Minderwertiges im Unterschied zur höherwertigen Rationalität bis hin zu ihrer Privatisierung und Tabuisierung sind wir heute noch – wie in so vielem anderen auch – ein Produkt des 19., insonderheit des späteren 19. Jahrhunderts.

Aber es gibt noch einen weiteren Grund, warum sich Historiker mit Emotionen oder, sagen wir genauer, mit bestimmten Emotionen, so schwer tun. Für einen Teil der Historikerzunft ist es keine Frage mehr, daß Emotionen ein legitimer Forschungsgegenstand sind, für sie besteht kein Problem mehr darin, die Emotionalität unterer Schichten in vormodernen Jahrhunderten in ihrer Andersartigkeit zu verstehen und zu akzeptieren; weit schwerer tun sie sich dagegen mit denjenigen, die ihnen am nächsten sind, nämlich mit denen, die zum spezifisch bürgerlichen Emotionshaushalt und mithin zur eigenen Kultur gezählt werden können. Die Vertreter der Alltagsgeschichte und der historischen Anthropologie haben zwar den historisch namenlos Gebliebenen, den minder Privilegierten, Stimmen verliehen – was ohne Einschränkung lange überfällig und notwendig war und immer noch ist –, aber auf die Erforschung der Geschichte der höheren Schichten haben sie bislang nur wenig Einfluß zu nehmen versucht.<sup>43</sup> Insbesondere zum Bürgerlichen und zu allem, was mit Bürgerlichkeit konnotiert wird, scheint man immer noch auf Distanz gehen zu wollen. Anders und zugegebenermaßen überzogen formuliert: Wenn ein ›Randständiger‹ seiner Liebe Ausdruck verleiht, gerät man geradezu in Verzückung, tut dies ein Bürgerlicher, ist man schnell dabei, ihm seine Authentizität abzuspochen. Dabei sind es jedoch gerade die Fragestellungen der Alltagsgeschichte und der historischen Anthropologie mit ihrem spezifischen Interesse für das historische Individuum, seinen Erfahrungen und Weltdeutungen, die geeignet sind, das Gefühlsleben früherer und eben auch bürgerlicher Zeitgenossen zum Gegenstand der Historie zu machen.

Hinter diesem Mißstand steht aber nicht nur das Problem der Bürgerlichen mit dem Bürgerlichen im engeren Sinne; hinzu kommt ein zweites, welches in Verbindung mit der Tatsache zu sehen ist, daß sich die Emotionen, der Ausdruck, die Bewertung und mithin auch die Wahrnehmung und das individuelle Erleben von Emotionalität in der bürgerlichen Gesellschaft selbst stärker gewandelt haben, als sich der kritische Betrachter bewußt sein dürfte. Denn wie viel an Emotion, welche und in welcher Form aus welchem Anlaß ›angemessen‹ erscheinen, die Vorstellung darüber hat sich nicht allein im Verlauf der Entwicklung von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft gewandelt, sondern – im Grunde evident – auch innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft in

den letzten zweihundert Jahren selbst. Insofern stellt sich mit dem Bürgerlichen nicht nur das Problem der ›Nähe‹, sondern auch das des ›Fremden im Eigenen‹ in nochmals anderer Weise.

## II. Zur Bedeutung von Emotionen für eine Geschichte der Geschlechterbeziehungen

Bis in die jüngste Zeit hinein spielten Emotionen zwischen Männern und Frauen in der Geschichte eigentlich überhaupt keine Rolle. Unter dem Label der Geschlechtergeschichte sprach und schrieb man zwar überall von Geschlechterbeziehungen, aber daß Männer und Frauen tatsächlich *in Beziehung* zu einander standen und daß diese auf mehr oder minder starken und natürlich auch unterschiedlich gelagerten Emotionen beruhte, dieser Aspekt blieb eigentümlich ausgespart. Vielmehr schien sich jedes Geschlecht in einer doch irgendwie schmerzlichen Vereinzelung zu befinden; dies schien im besonderen Maße für Männer und Frauen im Bürgertum des späten 18. Jahrhunderts zu gelten.<sup>44</sup> Hier gesellte sich im Ergebnis zur angeblichen Vereinzelung des bürgerlichen Individuums und zur Abgrenzung der sogenannten bürgerlichen Kleinfamilie noch die verstärkte Trennung und Vereinzelung der Geschlechter, wobei die Frau im Bürgertum – abgeschnitten von der Außenwelt, unmündig, zu Tode gelangweilt und zur Geistlosigkeit verdammt – so ungefähr das Traurigste war, was man sich vorstellen konnte, während der Mann im Bürgertum – der von Seiten der Geschlechtergeschichte lange Zeit ohnehin nur dem Anspruch nach untersucht wurde – zu einer Mischung aus hausväterlichem Familienoberhaupt und bürgerlicher Leistungsmaschine degeneriert, als geschlechts- und emotionsloser Egomane sein Leben zu fristen schien. Bürgerliche Männer und Frauen glichen eher den sterilen »Geschlechtscharakteren,« den zum Lieblingsparadigma in der Frauengeschichte avancierten und mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit kanonisierten Geschlechterstereotypen als Individuen des einen oder des anderen Geschlechts.

Die verstärkte Inblicknahme von Emotionen, im Sinne von individuellen Erfahrungen, Befindlichkeiten und Handlungen, eröffnet dagegen Perspektiven für eine differenziertere Wahrnehmung der Beziehung der Geschlechter wie auch für die historische Variabilität von Frau-Sein und Mann-Sein. Denn die Komplexität des Miteinander-Umgehens und Lebens, die Notwendigkeit kompromißfähiger Aktion und Reaktion, die persönliche und kontinuierliche Nähe und die damit verbundenen Emotionen dürften die Beziehungen der Geschlechter und ihre Ansichten voneinander maßgeblich bestimmt und die mehr oder minder stereotypen Bilder vom anderen Geschlecht bis zu einem gewissen Grad modifiziert und so die jeweils eigene Realität ausgemacht haben.<sup>45</sup>

Daß sich die Suche nach der kulturellen und geschlechtsspezifischen Bedeutung von Emotionen jedoch nicht in der isolierten Betrachtung von persönlichen Erfahrungen und Empfindungen erschöpfen kann, ergibt sich aus dem Verständnis von Emotionen als immer auch vermittelt. Gefühle sind gleichermaßen kulturell geprägt wie auch innerlich erlebt. Insofern gilt auch für eine Geschichte der Emotionen, was Gianna

Pomata kürzlich für die Geschlechtergeschichte formuliert hat: »What is needed is a constant movement back and forth between the different levels, from the particular to the general, and the other way around.«<sup>46</sup> Bedeutung gewinnt die Konzentration auf Emotionen, auf individuelle Bewußtseinshorizonte und Handlungsweisen nur im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Wertvorstellungen, mit Normen und auch übergreifenden sozio-ökonomischen Prozessen.

### III. Liebe als gesellschaftlicher Wert und erlebte Emotion im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert

Was für Emotionen im allgemeinen gilt, gilt für das Thema Liebe im ganz besonderen. Anders als in der Literaturwissenschaft und in der Kulturgeschichte hat (oder hatte zumindest bis in die jüngste Zeit) das Thema Liebe in der Geschichtswissenschaft den Makel eines ›Un-Themas‹. Obwohl Lucien Febvre in seinen Reflexionen über die Zusammenhänge von ›sensibilité‹ und Historie schon 1941 eine Geschichte der Liebe angemahnt hatte,<sup>47</sup> lag Jean-Louis Flandrin vier Jahrzehnte später noch immer richtig mit seiner Einschätzung, daß die Frage nach der Liebe in der Geschichtswissenschaft als unseriös gilt.<sup>48</sup> In dem Maße aber wie dem Thema Liebe die Wissenschaftlichkeit abgesprochen wurde, wurde sie dem Thema Sexualität zuerkannt. Sexualität wurde – besonders durch die Rezeption Michel Foucaults seit Mitte der 70er Jahre – vielleicht mit der gleichen Obsession thematisiert wie sich die Zeitgenossen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts das Thema Liebe zu eigen machten.

Kaum ein Gegenstand wurde mit all seinen (möglichen) individuellen und sozialen Implikationen im Bürgertum so intensiv diskutiert wie die Liebe. Die Vertreter der Aufklärung, der Empfindsamkeit und der Frühromantik – vom Philosophen, Juristen, Mediziner bis zum Literaten – sie alle äußerten sich in unzähligen Traktaten, Journalen, Romanen und Gedichten zum Thema Liebe. Was die Zeitgenossen dabei im besonderen Maße interessierte, war das Konzept der Liebesehe. Liebe sollte nicht länger nur die wünschenswerte Folge einer traditionell aus sozialen und ökonomischen Erwägungen geschlossenen Ehe sein, sondern Sinn und Zweck der Ehe selbst ausmachen. Die Liebesehe wurde als eines der zentralen Postulate der Zeit formuliert und entfaltete seit dem späten 18. Jahrhundert eine ungemaine Anziehungskraft. Die Idee der Ehe aus Liebe findet sich tatsächlich nicht nur in der Schönen Literatur, sie wurde ebenso zum zentralen Gegenstand individueller Lebensentwürfe und subjektiver Erfahrungen, wie sie sich zu einer eigenen Wertvorstellung und letztlich auch zu einer sozialen Norm entwickelte.<sup>49</sup>

Ähnlich wie in den fiktiven Lebensgeschichten wurden Liebe und die Ehe aus Liebe in den autobiographisch und, wie es die bislang ausgewerteten Selbstzeugnisse nahelegen, vor allem in den von Männern verfaßten Lebensgeschichten zum Thema überhaupt. Nicht Fragen der eigenen Karriere, der bürgerlichen Lebensgestaltung oder der Tagespolitik beherrschten die Tagebücher, sondern die Liebe zum anderen Geschlecht.

Jenseits der subjektiven Ebene wurde die Liebesehe bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur sozialen Norm deklariert. Der Hauptzweck der Ehe wurde nun nicht mehr

in der Fortpflanzung gesehen, sondern Ehe wurde als legitimierte Liebe begriffen und umgekehrt. In seinen vier Auflagen zwischen 1817 und 1827 bestimmte der *Brockhaus* Ehe als »die lebenslängliche Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts, [...] [die] in ihrer Vollkommenheit auf Liebe beruht.«<sup>50</sup> Analog zur Entwicklung der Definition von Ehe findet sich im 18. Jahrhundert in den Lexika als Leitbegriff »Geschlecht«, im 19. Jahrhundert dagegen »Liebe.«<sup>51</sup> Liebe wurde in ihrer Vollkommenheit nun gewissermaßen »entmaterialisiert« als »Liebe um Liebe« (Christoph Martin Wieland). In ihrem Zentrum sollte die geliebte Person um ihrer Selbst willen stehen, nicht wie so oft ihr Besitz, ihr Einkommen und ihr Prestige. Liebe hieß die vollständige – geistige und physische – Vereinigung zweier Individuen. Damit erfuhr auch die Sexualität eine individualisierte Definition: Nicht mehr die Arterhaltung sollte im Vordergrund stehen, sondern die Befriedigung subjektiver Bedürfnisse. Erstaunlich ist, wie schnell das, was im 18. Jahrhundert als realitätsfernes, skandalumwittertes Ideal begann, kaum ein halbes Jahrhundert später bereits normativen Charakter angenommen hatte.

Liebe erlebte im Bürgertum um 1800 eine Ausgestaltung als gesellschaftliche Wertvorstellung, als individuelle Empfindung und letztlich auch als soziale Norm.<sup>52</sup> Erst durch diese Konvergenz gelangte sie an die Spitze der bürgerlichen Emotionskala. Zu untersuchen bliebe, in welchem Verhältnis Wertbestimmung, individuelle Aneignung und Normsetzung hier präziser zueinander stehen. Die Vorstellung eines wechselseitigen Zusammenhangs kann dabei zumindest als forschungsleitende These gelten.

Verständlich wird die Neukonzeptualisierung von Liebe und deren durchschlagende Wirkung allerdings erst vor dem Hintergrund der spezifischen Gefühlskultur des 18. Jahrhunderts.<sup>53</sup> Ihre Schlüsselbegriffe Zärtlichkeit, Empfindung und Empfindsamkeit bildeten kein Synonym für tränenreiche Rührseligkeit, sondern standen für ein kollektives Gefühl, für eine Haltung, die auf Innerlichkeit, Sensibilität und Empathie zielte und die Aufwertung und bis zu einem gewissen Grad auch die Ausbildung eben solchermaßen definierter Emotionen bedeutete. In diesem Kontext wurde Liebe nun als »reines« Gefühl, als individuell erlebte Empfindung verstanden und entsprechend zum Ausdruck gebracht. Zum Ausdruck bringen hieß dabei in erster Linie in Worte fassen. Der Verbalisierung von Gefühlen – fast im Sinne eines Psychologisierens – kam tatsächlich eine ganz entscheidende Rolle zu; darin unterschied sich die bürgerliche Emotionalität deutlich von der in den vorausgegangenen Jahrhunderten.<sup>54</sup>

Diese spezifisch bürgerliche Gefühlshaltung wurde – was allein ein Blick auf die Verfasser der erwähnten Lesestoffe evident macht – von Männern wenigstens ebenso mitgestaltet und mitgetragen wie von Frauen. Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein definierten sich die Männer im Bürgertum verstärkt über ihre emotionale Lebenswelt.<sup>55</sup> Innerlichkeit und Konzentration auf das Ich, auf die eigenen seelischen Regungen wie auch die Intensivierung zwischenmenschlicher Beziehungen wurden als elementare Werte begriffen. In diesem Sinne waren sie ebenso handlungsleitend wie »emotionsbildend«. Überhaupt spielte der ganze Bereich dessen, was wir heute dem Privatleben zuordnen würden, eine auffallend große Rolle im Leben der Bürger. Dieser – zumindest aus der Retrospektive mit dem Ausgangspunkt »Moderne« überraschende, wenn nicht gar befremdende – Befund ist im wesentlichen vor dem Hintergrund zu ver-

stehen, daß das Private und die damit potentiell verbundenen Emotionen bis ins 19. Jahrhundert hinein noch nicht in Abgrenzung zum Öffentlichen gedacht und erlebt wurden.<sup>56</sup> Charakteristisch war eine mittlerweile fremd gewordene Kompatibilität von Öffentlichkeit, Emotionalität und auch Intimität. Entsprechend wurden Emotionen weder primär mit Femininität noch mit Irrationalität konnotiert – so daß auch die Unvereinbarkeit von Emotionalität und Rationalität als ein relativ spätes Konstrukt zu betrachten ist.<sup>57</sup>

In diesem Zusammenhang wäre in einem weiteren Schritt genauer zu untersuchen, welche Auswirkungen die Korrelation bzw. die mehr oder minder starke Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit auf die Bewertung, die Ausbildung und Erfahrung von Emotionen in einer Gesellschaft haben.

Wie aber läßt sich nun die gesellschaftliche Aufwertung von Empfindungen und in diesem Zusammenhang besonders die Deutung von Liebe als individuell empfundenes, als ›reines‹ Gefühl im Bürgertum des 18. Jahrhundert erklären? Zum einen ist Liebe (ähnlich wie Freundschaft) als eine Wertsetzung zu verstehen, die ihren spezifischen Sinn und Zweck im Rahmen des neuartigen Entwurfs der bürgerlichen Lebensführung erhielt, die den Leitfaden für eine individuell gesteuerte Lebensgestaltung abgab bzw. abgeben sollte.<sup>58</sup> Diese Neuorientierung war im Zuge der Auflösung der ständischen Ordnung notwendig geworden, in welcher die durch die Geburt bestimmte soziale Positionierung das Leben weitgehend vorherbestimmt hatte. Aber noch ein weiterer, bisher zu Unrecht weit weniger beachteter Zusammenhang hat zur affektiven Aufladung von Liebe wie auch zu ihrer Aufwertung, ja mehr noch zu ihrer Überhöhung, geführt: Zum einen die Subjektivierung und Individualisierung des religiösen Erlebens durch die pietistische Frömmigkeitsbewegung im 17. Jahrhundert. Zum anderen und scheinbar in die umgekehrte Richtung weisend: Die kontinuierliche, wenn auch nicht linear fortschreitende Säkularisierung. Ein wesentlicher Dreh- und Angelpunkt ist also die Religiosität, v. a. ihre auf den ersten Blick paradox erscheinende Entwicklung in der Frühen Neuzeit.

Der auf die religiöse Erfahrung des Einzelnen zielende, zur dauernden Introspektion und Wahrnehmung jeder seelischen Regung anhaltende Pietismus hat zweifelsohne zu einer subjektorientierten Emotionalität wie auch zu einer gefühlsbetonten Definition und Erfahrung von Liebe beigetragen. Die allmähliche Auflösung eines eminent religiös bestimmten Weltbildes auf der anderen Seite, der schwindende Glaube an die Allgegenwart Gottes und mithin auch der sich lösende Gottesbezug trugen seit dem späteren 18. Jahrhundert geradezu zu einer Verklärung von Liebe bei.<sup>59</sup>

Als Beleg läßt sich neben autobiographischen Aufzeichnungen und der Schönen Literatur wiederum der Definitionswandel von Liebe in den Lexika der Zeit anführen. Während Liebe im 18. Jahrhundert vollkommen aus dem theologischen Kontext gedeutet wurde, wurde sie im 19. Jahrhundert zunehmend anthropologisch definiert; aus der Identifikation von Liebe mit der Liebe von und zu Gott entwickelte sich ihre Gleichsetzung mit der Liebe zwischen den Geschlechtern.<sup>60</sup> Während im *Grossen vollständigen Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, dem sogenannten *Zedler*, von 1738 allein die Gottesliebe Anspruch auf Vollkommenheit erheben, die Liebe unter

den Menschen wegen ihrer »Begierden« hingegen niemals vollkommen sein konnte, bezeichnete der *Brockhaus* von 1820 gerade die menschliche Liebe, die Liebe zwischen Mann und Frau als vollkommen. Die Liebe zwischen den Geschlechtern rückte damit nicht nur vom Rand ins Zentrum der Liebesvorstellungen, sie nahm den Platz der Gottesliebe selbst ein: »Der Säkularisierung der Liebe folgte ihre Sakralisierung; – oder wie Madame de Staël es nach ihrer Deutschlandreise im Jahre 1810 formuliert hat: »In Deutschland ist die Liebe eine Religion,«<sup>61</sup> und damit hatte sie genau ins Schwarze getroffen.

#### IV. Schlußbemerkung

In einem seiner bekannten Brautbriefe von 1893 schrieb Max Weber:

Im Kopf und Busen des Seemanns muß es klar sein, wenn es unter ihm brandet. Keine phantasievolle Hingabe an unklare und mystische Seelenstimmungen dürfen wir in uns dulden. Denn wenn die Empfindung mit Dir hoch geht, mußt Du sie bändigen, um mit nüchternem Sinn Dich steuern zu können.<sup>62</sup>

Während emotionale Befindlichkeiten um 1800 ihren Platz auf den vordersten Rängen des bürgerlichen Wertekanon inne hatten, büßten sie diese Vorrangstellung im Laufe des 19. Jahrhunderts zugunsten von Rationalität – nun offensichtlich als dualistisches Korrelat zu Emotionalität gedacht – ein.

Im Bürgertum des späteren 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts griffen dagegen Gefühls-, Wert- und Normenbildung mit dem Resultat einer individuell wie auch kollektiv gesteigerten Emotionalität ineinander. Denn, um nochmals Anleihen bei der Kulturanthropologie zu machen:

The greater the importance of emotion talk, the greater the importance of emotionality; the greater the number of emotions which are identified, the greater the number of experienced emotions; and the more an emotion is valued, the more likely it is to be hypercognized and to be at the forefront of experience.<sup>63</sup>

Wenn wir darüber hinaus akzeptieren, daß wir uns immer in einer sozialen Matrix bewegen, für die – verkürzt formuliert – ebenso gilt, daß wir nie aus ihr heraustreten können, wie auch, daß wir sie immer auch mitgestalten, dann läßt sich abschließend zweierlei feststellen:

Erstens ist das zeitgenössische Konzept einer gefühlsbetonten Liebe sowohl als semantischer Code als auch als erlebte Emotion zu betrachten, und zweitens lassen sich der Ausdruck, die Deutung wie auch die subjektive Erfahrung von Emotionen nur künstlich voneinander trennen.

Gleichwohl gibt es – dies steht außer Zweifel – Grenzen des Verständnisses historischer Individuen und ihrer Emotionen, ihres sogenannten Innenlebens. Die entschei-

dende Frage aber ist, wo wir diese Grenze annehmen wollen und welche Konsequenzen wir daraus für eine Geschichtswissenschaft ziehen, die Emotionen und emotionale Aspekte als grundlegend für das Erklären und Verstehen individueller und kollektiver Handlungsweisen begreift und in ihrem historischen Wandel zu untersuchen sich zum Ziel setzt.

### *Anmerkungen*

Der Beitrag ist eine überarbeitete Fassung eines im Juni 1998 in Bielefeld im Kolloquium von Hans-Ulrich Wehler gehaltenen Vortrags. In anderer Form ist er in *Sowi*, 2001, 3, S. 14-21 und S. 44-52 erschienen.

- 1 Mees, Ulrich: Die Struktur der Emotionen. Göttingen u. a. 1991, S. IX.
- 2 Stearns, Carol Z./Stearns, Peter N. (Hg.): Emotion and Social Change. Toward A New Psychohistory. New York u. a. 1988, S. 12.
- 3 Siehe u. a. Trepp, Anne-Charlott: »Never have I been able to bear the thought of wishing to give myself up either her or there!« Marital relationships of the Bourgeoisie at the end of the eighteenth and the beginning of the nineteenth century. In: Hans-Erich Bödeker/Lieselotte Steinbrügge (Hg.): *Conceptualizing Women in Enlightenment Thought – Penser la femme au siècle des Lumières*. Berlin 2000 (im folgenden abgekürzt Trepp 2000a); dies.: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840*. Göttingen 1996 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; Bd. 123) (im folgenden abgekürzt Trepp 1996a).
- 4 Medick, Hans/Sabean, David: Einleitung. In: dies. (Hg.): *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*. Göttingen 1984 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; Bd. 75), S. 11-24; hier S. 15 ff (im folgenden abgekürzt Medick/Sabean 1984a).
- 5 Habermas, Rebekka: Spielerische Liebe oder Von der Ohnmacht der Fiktionen. Heinrich Eibert Merkel und Regina Dannreuther (1783-1785). In: Eva Labouvie (Hg.): *Zur Kulturgeschichte menschlicher Beziehungen*. München 1997, S. 152-174; Lesemann, Silke: *Liebe und Strategie. Adlige Ehen im 18. Jahrhundert*. In: *Historische Anthropologie*, 2000, 8, S. 189-207.
- 6 Vgl. Harré, Rom/Parrott, W. Gerrod: Introduction. Some Complexities in the Study of Emotions. In: dies. (Hg.): *The Emotions. Social, Cultural and Biological Dimensions*. London 1996, S. 1-20; hier S. 3 ff.
- 7 Strittig ist nicht nur, wie Emotionen entstehen, sondern bereits, was Emotionen sind und wie sie definiert werden können. Dazu merkt Schmidt-Atzert an, daß sich Emotionen grundsätzlich auf drei Ebenen beschreiben lassen: Ausdruck, Erleben und körperliche Veränderungen (Schmidt-Atzert, Lothar: *Lehrbuch der Emotionspsychologie*. Stuttgart 1996, S. 29; siehe auch seine Definition von Emotionen S. 21). Vgl. dazu die Bestimmung von Luc Ciompi: Ein Affekt ist eine von inneren oder äußeren Reizen ausgelöste, ganzheitliche psycho-physische Gestimmtheit von unterschiedlicher Qualität,

- Dauer und Bewußtseinsnähe (Ciompi, Luc: Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen 1997, S. 67).
- 8 Siehe einführend Schmidt-Atzert 1996, S. 148 ff.
  - 9 Ciompi 1997, u. a. S. 52.
  - 10 Vgl. Armon-Jones, Claire: The Social Functions of Emotion. In: Rom Harré (Hg.): The Social Construction of Emotions. Oxford 1986, S. 57-82; hier S. 57 ff.
  - 11 Siehe einführend Pandel, Hans-Jürgen: Emotionalität – Ein neues Thema der Sozialgeschichte? In: Bernd Mütter/Uwe Uffelmann (Hg.): Emotionen und historisches Lernen. Forschung – Vermittlung – Rezeption. Frankfurt a. M. 1992, S. 41-61; hier S. 47 ff.
  - 12 Vgl. dazu den spezifisch soziologischen Ansatz von Gerhards, Jürgen: Die sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen. Eine Modellskizze. In: Zeitschrift für Soziologie, 1988, 17, S. 187-202.
  - 13 Ciompi 1997, S. 98.
  - 14 Vgl. Gies, Horst: Emotionalität versus Rationalität? In: Mütter/Uffelmann (Hg.) 1992, S. 27-40; hier S. 28 f., 33 f. Vgl. dazu die Überlegungen von Frevert, Ute: Angst vor Gefühlen? Die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen im 20. Jahrhundert. In: Paul Nolte u. a. (Hg.): Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte. München 2000, S. 95-111.
  - 15 Vgl. Krusenstjern, Benigna von: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie, 1994, 2, S. 462-471.
  - 16 Medick, Hans/Seaban, David: Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft; Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen Familienforschung. In: dies 1984, S. 27-54, bes. 30 ff. (im folgenden abgekürzt Medick/Sabean 1984b); Gilly, John: From Ritual to Romance: Toward an Alternative History of Love. In: Stearns/Stearns (Hg.) 1988, S. 87-121; hier S. 90 ff.
  - 17 Dabei fragt sich, ob Sprache nicht auch in den Jahrhunderten zuvor und auch in nicht-bürgerlichen Schichten ein zentrales Medium zum Ausdruck von Gefühlen war. Zudem ist zu bedenken, daß die Historikerin für die Zeit seit dem 18. Jahrhundert mit der breiteren schriftlichen Basis zwar ein für sie im wörtlichen Sinne lesbares Medium vor sich hat, sich damit aber die Frage stellt, wie groß die Diskrepanz zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Ausdruck anzusehen ist. Vgl. allgemein dazu Corbin, Alain: Geschichte und Anthropologie der Sinneswahrnehmung. In: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hg.): Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung. Stuttgart 1998, S. 43-71, 121-140; hier S. 132 ff.: »Man sollte sich [...] davor hüten, das Ungesagte mit dem Unbemerkten zu verwechseln. Der Historiker wird also nie mit letzter Gewißheit entscheiden können, ob eine bestimmte, bei der Quellenlektüre festgestellte Neuerung auf Veränderungen in den Formen des Sinnesgebrauchs und des Affektsystems hinweist oder ob sie nicht einfacher auf die Herausbildung neuer rhetorischer Figuren zurückgeführt werden kann, die mit ihrer Verbreitung unweigerlich auf die Verhaltensmuster zurückwirkt [...]. Da nun der Historiker in einem noch stärkeren Maße als der Anthropologe ein Gefangener der Sprache ist, muß er sich wenigstens darum bemühen, das aufzuweisen, was die Grenze zwischen dem Gesagten und dem Ungesagten absteckt. Er muß wissen, daß das allzu Gängige dem Schweigen nicht minder oft anheim fällt als die Wahrnehmung eines neuen Reizes, dessen Bewußtwerdung noch nicht wirklich entwickelt ist.«

- 18 Laucken, Uwe: Denkformen der Psychologie: dargestellt am Entwurf einer Logographie der Gefühle. Bern 1989, S. 170; vgl. Reddy, William M.: Sentimentalism and its Erasure. The Role of Emotions in the Era of French Revolution. In: *Journal of Modern History*, 2000, 72, S. 109-152; hier S. 113 ff.
- 19 Ciompi 1997, S. 82, auch zu folgendem.
- 20 Heelas, Paul: Emotion Talk across Cultures. In: Harré/Parrott (Hg.) 1996, S. 171-199; hier S. 193 f.
- 21 Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. 4. Aufl. Frankfurt 1984, S. 23.
- 22 Habermas, Rebekka: Parent-Child Relationships in the Nineteenth Century. In: *German History* 1998, 16, S. 43-55; hier S. 46.
- 23 Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt a. M. 1976, S. XVIII ff.
- 24 Vgl. Stearns, Carol Z./Stearns, Peter N.: Emotionology: Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards. In: *American Historical Review*, 1985, 90, S. 813-836; hier S. 813 ff.
- 25 Vgl. Fridlund, Alan J./Duchaine, Bradley: »Facial Expressions of Emotions« and the Delusion of the Hermetic Self. In: Harré/Parrott (Hg.) 1996, S. 259-284; hier S. 260 f.; siehe auch Roper, Lyndal: Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit. Frankfurt a. M. 1995, S. 11-47.
- 26 Medick/Sabeau 1984a (Hg.), S. 17.
- 27 Vgl. Trepp 1996, S. 32 ff.
- 28 Vgl. Oexle, Otto G.: Geschichte als historische Kulturwissenschaft. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.): *Kulturgeschichte heute*. Göttingen 1996, S. 14-40; hier S. 25.
- 29 Vgl. Elias 1976, S. XLII ff.
- 30 Schlumbohm, Jürgen (Hg.): *Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?* Göttingen 1998; Medick, Hans: *Mikro-Historie*. In: Winfried Schulze (Hg.): *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*. Göttingen 1994, S. 40-53; Ulbricht, Otto: *Mikrogeschichte. Versuch einer Vorstellung*. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 1994, 6, S. 347-367; Ginzburg, Carlo: *Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*. In: *Historische Anthropologie*, 1993, 1, S. 169-192 (ital.: *Microstoria: due o tre cose che so di lei*. In: *Quaderni Storici*, 1994, 86, S. 510-539).
- 31 Siehe dazu genauer die Vorgehensweise von Anne-Charlott Trepp und Rebekka Habermas. Vgl. dagegen den teilweise stark biologistisch gefärbten Ansatz von Wehler, Hans-Ulrich: *Emotionen in der Geschichte. Sind soziale Klassen auch emotionale Klassen?* In: Christoph Dipper u. a. (Hg.): *Europäische Geschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder*. Berlin 2000. S. 461-473.
- 32 Siehe zuletzt Reddy 2000; vgl. zum folgenden auch die Bemerkungen von Pandel 1992, S. 42ff.; Vgl. dazu die Überlegungen von Frevert 2000, S. 97 ff.
- 33 Corbin, Alain: *Das Dorf der Kannibalen*. Stuttgart 1992; ders.: *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste*. Berlin 1990; ders.: *Eine Geschichte des Geruchs*. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1991; vgl. Burckhardt, Martin: *Metamorphosen von Raum und Zeit. Eine Geschichte der Wahrnehmung*. Frankfurt a. M. u. a. 1994.

- 34 Gay, Peter: Die Macht des Herzens. Die Erkundung des Ich. München 1997; ders.: Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter. München 1987; ders.: Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. München 1986.
- 35 Kessel, Martina: Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2001.
- 36 Siehe außer den genannten Frevert, Ute: Vertrauen. Historische Annäherungen an eine Gefühlshaltung. In: Claudia Benthien u. a. (Hg.): Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle. Köln u. a. 2000, S. 178-197; Trepp, Anne-Charlott: Emotion und bürgerliche Sinnstiftung oder die Metaphysik des Gefühls: Liebe am Beginn des bürgerlichen Zeitalters. In: Manfred Hettling/Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.): Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2000, S. 23-55 (im folgenden abgekürzt Trepp 2000b).
- 37 Dies stimmt um so nachdenklicher, als Thomas Nipperdey bereits 1973 im Rahmen seiner Überlegungen zu den anthropologischen Aspekten der Geschichtswissenschaft auch die Einbeziehung der Emotionen angeregt hat; Nipperdey, Thomas: Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft. In: Gerhard Schulz (Hg.): Geschichte heute. Positionen, Tendenzen und Probleme. Göttingen 1973, S. 225-255; hier S. 247.
- 38 Vgl. dazu Hausen, Karin: Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte. In: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.): Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte: Herausforderungen und Perspektiven. Göttingen 1998, S. 15-55.
- 39 Vgl. dazu die Diskussion von Hunt, Lynn: The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History. In: Medick/Trepp (Hg.) 1998, S. 57-97; hier S. 82 ff.
- 40 Vgl. u. a. Habermas, Rebekka: Bürgerliche Kleinfamilie – Liebesheirat. In: Richard van Dülmen (Hg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln u. a. 2001, S. 287-309; hier S. 304 ff.; Cancian, Francesca M.: The Feminization of Love. In: Signs, 1986, 11, S. 692-709.
- 41 Vgl. Rang, Brita: Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert. In: Jutta Dalhoff u. a. (Hg.): Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung. Düsseldorf 1986, S. 194-204.
- 42 Vgl. Trepp, Anne-Charlott: Diskurswandel und soziale Praxis: Zur These von der Polarisierung der Geschlechter seit dem 18. Jahrhundert. In: Rebecca Grotjahn/Freia Hoffmann (Hg.): Geschlechterpolarisierungen in der Musikgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts. Herbolzheim (im Druck). Zur »Dame der Unmittelbarkeit« und dem »Herrn von Maß und Vernunft« als genuin bürgerliche Geschlechtsstereotypen des beginnenden 19. Jahrhunderts siehe Habermas, Rebekka: Frauen und Männer des Bürgertums. Göttingen 2000 (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte; Bd. 14); Frevert, Ute: »Mann und Weib, und Weib und Mann«: Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München 1995, S. 18 ff.
- 43 Vgl. dagegen Habermas 2000.
- 44 Hier ist das akademische Bürgertum gemeint, sprich die »Gymnasialabsolventen, die

akademischen Berufe sowie Künstler und Intellektuelle.« Zu den sozialen Charakteristika siehe genauer Bödeker, Hans-Erich: Die »gebildeten Stände« im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Zugehörigkeit und Abgrenzungen. Mentalitäten und Handlungspotentiale. In: Jürgen Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Band IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Transformation. Stuttgart 1989, S. 21-52. Trefender noch als der Bürgertumsbegriff ist allerdings der von Isabel V. Hull eingeführte Terminus der »practitioners of civil society,« weil er außer dem Bildungs- und Besitzbürgertum auch z. B. den gebildeten Adel einbezieht (Hull, Isabel V.: *Sexuality, State, and Civil Society in Germany, 1700-1815*. Ithaca/Cornell 1996, S. 199 ff.) Zum Bürgertumsbegriff siehe auch Maurer, Michael: *Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680-1815)*. Göttingen 1996, S. 31 ff.

- 45 Vgl. dazu Trepp, Anne-Charlott: Balanceakte: Bürgerliche Paarbeziehungen zwischen Partnerschaft, Verschiedenheit und Ungleichheit der Geschlechter (1770-1830). In: *Historische Mitteilungen*, 1998, 12, S. 170-196.
- 46 Pomata, Gianna: Close-Ups and Long Shots: Combining Particular and General in Writing the Histories of Women and Men. In: Medick/Trepp (Hg.) 1998, S. 99-124; hier S. 115
- 47 Febvre, Lucien: *Sensibilität und Geschichte. Zugänge zum Gefühlsleben früherer Epochen* (1941). In: Claudia Honegger (Hg.): Marc Bloch u. a., *Schrift und Materie der Geschichte: Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*. Frankfurt a. M. 1977, S. 313-334.
- 48 Siehe dazu Saurer, Edith: *Liebe, Geschlechterbeziehungen und Feminismus*. In: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 1997, 8, S. 6-29; hier S. 13.
- 49 Vgl. Trepp 1996a, S. 83 ff.; vgl. Habermas 2000, S. 259 ff.
- 50 Zit. nach Borscheid, Peter: *Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert*. In: ders./Hans-Jürgen Teuteberg (Hg.): *Ehe, Liebe, Tod*. Münster 1983, S. 112-34; hier S. 118.
- 51 Kapl-Blume, Edeltraud: *Liebe im Lexikon. Zur Semantik von Liebe, Ehe und Sexualität in Nachschlagewerken des 18. und 19. Jahrhundert*. Bielefeld 1985, S. 115 ff.
- 52 Vgl. Trepp 2000b; Borscheid 1983, S. 117.
- 53 Trotz jüngerer Arbeiten siehe vor allem Sauder, Gerhard: *Empfindsamkeit*. Bd. 1: *Voraussetzungen und Elemente*. Stuttgart 1974; ders., »Bürgerliche« *Empfindsamkeit*. In: Rudolf Vierhaus (Hg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung*. Heidelberg 1981 (*Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung*; Bd. 7), S. 149-164; hier S. 152; vgl. unter anderen Aspekten Reddy 2000.
- 54 Vgl. Gillis 1988, S. 89 ff.
- 55 Siehe auch zum folgenden Trepp, Anne-Charlott: *Anders als sein »Geschlechtscharakter«: Der bürgerliche Mann um 1800 – Ferdinand Beneke (1774-1848)*. In: *Historische Anthropologie* 1996, 4, S. 57-77 (im folgenden abgekürzt Trepp 1996b).
- 56 Vgl. Trepp 1996a.
- 57 Emotionalität und Rationalität wurden in theoretischen Erörterungen natürlich schon zuvor als gegensätzlich formuliert, nicht aber in dieser Rigidität; vgl. oben Anm. 40 bis 42.

- 58 Hettling, Manfred/Hoffmann, Stefan-Ludwig: Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 1997, 23, S. 333-359; hier S. 333 f.
- 59 Siehe dazu genauer Trepp 2000b, S. 44 ff.
- 60 Vgl. Kapl-Blume 1985, S. 65 ff.
- 61 Staël, Anne Germaine de: *Über Deutschland (1814)*. Frankfurt 1985, S. 39.
- 62 Weber, Marianne/Weber, Max: *Ein Lebensbild*. München 1989, S. 190.
- 63 Heelas 1996, S. 193 f.; vgl. Laird, James D./Apostoleris, Nicholas H.: Feelings are the Solution, not the Problem. In: Harré/Parrott (Hg.) 1996, S. 285-301; u. a. S. 288: »if people act emotionally, they will feel the corresponding emotion.«